

# Der Sonntagsgast.

Franz Kraus war Mitglied des Strauß'schen Spezialitäten-Theaters. Sein Haar war radschwarz, das Gesicht hoch und gelb und seine ganze Erscheinung geistvoll. Wenn er dem Publikum vorgeführt wurde, erklärte der Director stets, daß Kraus von Geburt an blind sei und hat der Hornhaut über den Augenknospen Knochen, Knochen ohne Gefühl und ohne Schmerz. Zum Beweis dafür hielt er dem Mann mit den „Inkarnierten Augen“ eine Pfandfackel dicht vor die Augen — sie zuckten nicht; dann schied er mit einer heißen Radel hinein — weder die Augen noch der Mann zitterten sich.

Bei der Kruppe befand sich auch der Kunstschütze Haller, dessen Hauptaufgabe darin bestand, vom Kopf der liebreizenden Emmy Tornau einen Apfel herunterzuschleichen.

Alle Mitglieder des Strauß'schen Theaters wußten, daß Haller die schöne Emmy liebte und daß seine Neigung erwidert wurde; sie wußten auch, daß der Director einen Korb erhalten, als er Emmy einen Heirathsantrag gemacht hatte.

Weder durch ein Wort noch eine Miene hatte Straube verrathen, wie bitter ihn diese Abweisung künzte. Er war liebenswürdig nach wie vor, besonders gegen seine „lieben Freunde“ Haller. Nur insgeheim wüthete und suchte er und brütete Rache.

Eines Abends nahm er Haller bei Seite und sagte: „Sie wissen, Haller, daß Sie mir von allen Kollegen der liebste sind und ich Ihnen unbedingt vertraue. Deshalb möchte ich Ihnen auch eine mir höchst peinliche Sache anvertrauen. Unter uns befindet sich ein Dieb!“

„Ein Dieb?“ rief Haller ungläubig. „Wissen Sie das genau?“

„Ganz genau! Es sind mir in den letzten Wochen drei Uhren gestohlen worden, eine goldene und zwei silberne.“

„Haben Sie Verdacht auf jemand?“

„Ich bin unter strengster Discretion gesagt: ja. Ich bezugsweise Kraus!“

„Den Blinden? Unmöglich!“

„Sonst wüßte ich Niemanden. Seit er bei uns ist, haben die Diebstähle stattgefunden, vorher kein einziger. Ich möchte Sie nun bitten, heute Abend während Ihres Auftritts den Tisch, auf welchem die Geschenke liegen, und Kraus zu beobachten.“

Haller weigerte sich Anfangs, den Spion abzugeben; auf Zureden des Directors gab er jedoch nach.

Es war ein wohlberühmter Kniff des Directors, das Publikum zur Konkurrenz mit seinem aus Albleten, Jongleuren, Krappstänklern und anderen Schauspielern bestehenden Personal herauszufordern und die Sieger aus dem Publikum mit Preisen zu belohnen. Dieser Kniff brachte stets ein übervolles Haus und reiche Einnahmen.

Die vorletzte Nummer im Programm erhielt stets das Aussehen Haller's, dann kam die Preisvertheilung. Der Tisch, auf dem die Gewinne lagen, stand dicht bei der Bühne an einer Gasse, wo der Blinde zu sitzen pflegte. So oft Haller bei seinem Auftreten dort vorherging, beobachtete er Kraus auf das Schärfste.

Während Haller auf der Bühne „arbeitete“, hatte der Director den hinteren Auszug verschlossen und seinem Personal gesagt, es dürfe Niemand fortgehen, er warte sie nach der Vorstellung alle auf der Bühne.

Die Preise waren vertheilt, der Saal hatte sich geleert. Nun kam das gesammte Personal auf die Bühne. In diesem Augenblick hatte Haller seinen Heberzieher angezogen, als man ihm aber des Directors Befehl sagte, hing er ihn sofort wieder hin und folgte dem anderen.

Das seltsame Benehmen ihres Oberhauptes setzte die Schauspieler in nicht geringe Verwunderung. Man schätzte die Rölle — was mochte nur geschehen sein?

Haller hatte sich nicht weit von dem blinden Mann postirt. Wie leid er ihm that! Zum ersten Mal, seit er Kraus kannte, bemerkte er eine leise Rölle in seinem Gesicht. „Gute Gott, daß man mich nicht um mein Zeugnis fragt“, dachte Haller bei sich. Ihm war die Erregung und die Schamrölle des Blinden, der ja so hilflos vor ihm saß, unendlich peinlich.

„Meine Damen und Herren“, begab der Director, sich hinter den Stuhl des blinden Mannes stellend, „ich habe Ihnen eine Mittelheilung zu machen, die Sie ebenso erregen wird wie mich. Unter uns befindet sich ein Dieb!“

Wie ein Funke in's Pulverfaß zündeten diese Worte. Bestürzt blickten die Anwesenden einander an. Rufe des Unwillens wurden laut — nur Haller und Kraus blieben stumm. Die Rölle auf des letzteren Antlitz vertiefte sich zusehends.

In letzter Zeit sind mir drei Uhren gestohlen worden, heute Abend die vierte. Es muß Ihnen Allen daran gelegen sein, den Dieb kennen zu lernen, der unbedingt hier unter uns weilen muß. Ich will den erbärmlichen Schurken nicht öffentlich brandmarken, aber es ist mein höchstes Bestreben, die Unschuldigen zu schützen und von dem schändlichen Verdacht zu reinigen.“

„Natürlich, gewiß, selbstredend“, war es von allen Seiten erklungen — nur Haller und Kraus sagten keine Silbe.

Des Blinden Lippen zuckten, seine langen, knochigen Hände umflammerten krampfhaft die Armlehne seines Stuhls, und der Anblick der ausdruckslosen Augen war erbarmungswürdig. So konnte nur das Schuldbewußtsein aussehen!

Haller kreuzte die Arme über der Brust und presste die Lippen zusammen. Es war ihm furchtbar, die Qual dieses Unglücklichen mitanzusehen zu müssen!

„Wenn der Schuldige auch nur einen Funken Gehörgefühl besitzt“, fuhr Straube fort, „so trete er vor um dadurch seine Kollegen von einem schändlichen Verdacht zu reinigen.“

Niemand rührte sich. Aller Augen waren jetzt auf den Mann mit dem „Inkarnierten Augen“ gerichtet, dessen Antlitz wie in Blut getaucht erschien und mit allen Muskeln zuckte. Man sah deutlich, daß ein furchtbarer Aufbruch in seinem Innern tobte und war überzeugt, er würde die Flügel ergreifen haben, wenn er nicht blind gewesen wäre.

Haller fühlte ein unendliches Mitleid mit ihm.

Von dem Moment an, fuhr der Director fort, „wo ich die Gewinne auf den Tisch legte, bis zum Verschwinden der Uhr sind nur drei Personen an jener Stelle vorbeigekommen: Kraus, Haller und ich! Ich frage Haller hiermit, ob er über das Verschwinden der Uhr eine Angabe zu machen hat!“

Der Kunstschütze schwieg.

„Nun, Haller, wie sieht's?“ fragte Straube.

„Hol' der Ruckel Ihre Uhr“, brummte Haller. „Lassen Sie den armen Kerl laufen! Er hat durch Angst und Scham schon Unmensliches gelitten. Bedenken Sie“, fügte er leise hinzu, „daß er blind ist!“

„Eben weil er blind, ist es um so schlimmer“, sagte Straube laut. „Also, was wissen Sie, Haller?“

„Ich weiß, daß es am besten sein wird, wenn ich ihm meinen geliebten Revolver gebe; wir lassen ihn dann allein — er wird schon wissen, was er zu thun hat. Denn er hat noch Ehre in der Leibe!“

Ein Schaudern erfaßte die Umstehenden bei diesen Worten.

„Ich frage, was Sie wissen, Haller?“ beharrte Straube.

„Wenn es denn sein muß“, antwortete dieser nach kurzem Zögern, „dann je eher je besser. Der Director erzählt mir vor der Vorstellung, es seien ihm schon öfters Gegenstände abhanden gekommen; er hat mich auch, heute während meines Auftretens aufzuspassen. Als ich auf meinem ersten Gang an den Tisch vorbeikam, lagen drei Uhren da, beim zweiten, dritten und vierten Gang auch noch, beim fünften aber — war eine fort!“

„Da nun außer Ihnen, Kraus und mir Niemand in der Nähe des Tisches kam, behaupten Sie mit andern Worten, daß entweder Kraus oder ich die Uhr genommen haben!“ rief Straube, jedes Wort betonend. „Da nun wohl kein Mensch annehmen wird, daß ich mich selber bestohle, so bleibt nur Kraus —“

Haller antwortete nicht.

„Haben Sie noch etwas zu sagen?“ fragte Straube jetzt mit unverkennbarem Hohn.

„Nein!“

„Aber ich habe Ihnen etwas zu sagen, Herr Haller!“ donnerte der Director blauroth vor Wuth. „Sie sind ein elender Vagabond!“

Der Kunstschütze fuhr erschrocken emp vor und blickte wie verständnislos um sich. Was sollte das heißen?

Mit lauter schriller Stimme fuhr Straube gleich darauf fort: „Er lügt! Nicht ein Wort habe ich zu ihm wegen der Diebstähle gesprochen! Haller ist ein elender Feigling; er beschuldigt einen Blinden, weil dieser sich nicht verteidigen kann!“

„Bube!“ schrie Haller außer sich vor Zorn. „Hören Sie sich! Wenn eine Krugel für solch einen Schurken wie Sie nicht zu schade wäre, ich würde —“

„Ein ungeschuldig Mann“, unterbrach ihn der Director, „würde sich vor allem erst untersuchen lassen, ehe er einen Andern beschuldigt!“

„Durchsuchen Sie mich doch“, sagte Haller.

Mit schnellen Griffen suchte Straube in den Taschen des mexicanischen Gokittes, das Haller trug. Er fand nichts, enttäuscht und ihn wie um Entschuldigung bittend, sagte er: „Ich finde nichts.“

Der blinde Mann erblickte jetzt und bog den Oberkörper weit vor, damit ihm nicht die leiseste Bewegung entgehe. Wiederum waren Aller Augen auf ihn gerichtet.

„Straube hatte sich von Haller abgewandt, drehte sich aber plötzlich wieder um und fragte:

„Sagen Sie, Haller, gehen Sie eigentlich in Ihrem phantastischen Gokitt über die Straße?“

„Es lag beiführender Spott in seinem Ton. „Selbstverständlich nicht!“ erwiderte Haller. „Ich trage einen Paletot. Dort hängt er.“

„Sie können sich von jedem Verdacht reinigen, wenn Sie auch diesen durchforschen lassen“, sagte der Director höflich. „Haben Sie etwas dagegen?“

„Durchaus nicht!“

Der Jongleur Moellenbach holte den Paletot, legte ihn auf den Tisch und — so die demüthigste Uhr heraus.

Es herrschte atemlose Stille. Das hatte Niemand erwartet.

Mit hohlerfüllten, triumphirenden Blicken sah der Director den sich erblickenden Haller an. Die goldene Uhr lag auf dem schwarzen Paletot. —

Aber im nächsten Moment fielen noch zwei glänzende Gegenstände neben die Uhr — und über die Lippen des Blinden flüchtete in hastigen, erregten Worten:

„Man nennt mich den Mann mit den Inkarnierten Augen! Hier liegen meine Inkarnierten Augen — es ist dieses gelbes Glas, wie Sie sehen. Ich habe Sie lange getragen, und Niemand ahnte die Wahrheit. Meine Augen, die wirklich sind, jedoch gesund und scharf. Mittels der Glasaugen verdiene ich meinen Lebensunterhalt. — Nun, da Sie mein Geheimnis kennen, hier hob sich seine Stimme, „sollen Sie auch das des Directors Straube, des höchsten Beschützers der Unschuldigen, erfahren. Ich habe heute Abend deutlich gesehen, daß Herr Straube die Uhr wegnahm und mit der Geschicklichkeit eines Tauschspielers in Haller's Paletot gleiten ließ!“

Nach dieser Erklärung entstand eine ungeduldige Aufregung. Von allen Seiten umringte man Haller und Kraus und bedauerte, daß jeder nur zwei Hände hatte, die bei dem ununterbrochenen Hände-Drücken und Schütteln Gefahr liefen, auszureißen zu werden.

Der Director war davongeschlichen. Er ließ sich auch nie wieder sehen, sondern verlaufte seine Rechte durch einen Agenten.

Der jetzige Besitzer des Theaters ist der Kunstschütze Haller. Er hat die schöne Emmy Tornau als sein Weibchen heimgeführt und die beiden ernten bei ihrem gemeinschaftlichen Auftreten allabendlich stürmischen Beifall.

## Der Blumentopf.

Von Heinrich Landsberger.

Es klingelte. Elfe stand gerade in der Küche und legte den Schmorbraten an. Es war nämlich zwölf Uhr und in einer halben Stunde kam Max — oder, um uns ausführlicher auszu-bilden, der wohlhabliche Sparkassen-Sekretär Herr Max Hoffmann aus dem Bureau. Wir fügen hinzu, daß Elfe diesem Augenblick mit der schicklichen Lugetud entgegen harrte, was sich dadurch erklärt, daß diese beiden Menschen erst seit drei Tagen mit einander verheiratet waren und daß sogar das so berühmte Liebespaar Romeo und Julia kaum eine größere Zärtlichkeit für einander süßeln konnte, als Herr Max Hoffmann und seine liebe junge Frau.

„Also es klingelte. Sehr verwundert legte Elfe den Dede! auf den Topf. Wer konnte jetzt klingeln? Sie schlüßte hinaus, sah erst durch das Guckloch, erblickte die Gestalt eines Dienstmannes und öffnete. Der Dienstmann hielt etwas in seiner Hand, einen Blumentopf, eine wunderbar herrliche Kamelie. „Sind Sie die Madame Hoffmann?“ fragte der Mann.

„Ja“, erwiderte Elfe.

„Ich soll Ihnen das hier abgeben, Antwort ist nicht. Adieu!“

Mit diesen Worten überreichte er ihr den Topf, sprang die Treppen hinunter und war verschwunden.

Elfe machte ein höchst erstauntes Gesicht. Dann betrachtete sie den Gegenstand in ihren Händen, ungefähr wie der Altertumsforscher irgend einen räthselhaften Knochen betrachtet, den er soeben in einem einst verschütteten und nun wieder entdeckten Gräbengrab gefunden hat. In diesem Topf lag ein kleines Fräulein. Sie machte es auf.

Darin war eine Karte. Nur zwei Worte standen darauf: „Ein Verehrer.“

„Ja, diese beiden Worte! „Ein Verehrer.““

Mit einem Male lächelte Elfe vor sich hin. Das war doch ganz klar. Der Spender dieser herrlichen Kamelie war Max. Allerdings, seine Handschrift war es nicht. Wahrscheinlich hatte es ein Kollege geschrieben. Damit sei es also nicht erathen sollte! Deshalb! Nicht erathen! Wer sollte ihr sonst so etwas schenken? Nein, sehr schlau hatte

er das wirklich nicht angefangen, aber hübsch war es von ihm doch, sehr hübsch. Der Topf kostete gewiß keine zehn Mark, Kamelien sind so theuer. Eigentlich war es eine Verschwendung. Aber es war doch hübsch von ihm und Elfe stellte den Topf auf den Tisch, betrachtete ihn noch einmal ästhetisch und sah dann wieder nach dem Schmorbraten.

Es klingelte abermals. Der Zeiger auf der Küchenuhr stand gerade auf halb Eins. Elfe stürzte mit einem Aufschrei hinaus und gleich darauf ertönte das Entree von jenem eigenthümlichen Geräusch, das sich, wenn sich vier Menschenlippen auf einander brühen, mit Regelmäßigkeit bemerkbar macht.

„Kommen“, sagte Elfe. Auf der Schwelle blieb Max stehen. Sein Auge war an den Tisch gebannt.

„Was ist das?“ fragte er.

„Schau!“ sagte Elfe.

„Das ist ein Blumentopf, eine Kamelie“, sagte Max, „woher?“

„Ich danke Dir auch tausendmal“, erwiderte Elfe.

„Mir? Du dankst mir? Ja? Herzchen, woher?“

Max sah durchaus verwundert aus. „Wofür? Haha! Ja, mein Du, ich habe es nicht erathen. Von Dir ist der Topf.“ Elfe schlang ihre Arme um seinen Hals und wies ihm ein dreißigjähriger Schenker sich solchen Liebesworten sonst nicht zu entschießen pflegt, so geschah das doch in diesem Fall und mit einem merkwürdigen Blick sah Max in Elfe's Augen.

„Von mir ist der Topf? Von mir?“

Dann lachte er. „Ja, aber mein Herz, wie kommt Du dazu?“

„Da“, sagte Elfe.

Max's Augen befestigten sich auf ein Stück Papier.

„Ein Verehrer?“ sagte er endlich und sprach er das Wort „Verehrer“ mit einem sonderbar lang gezogenen und gedehnten Tone aus. Elfe lachte laut auf.

„Und Du hast wirklich gemeint, ich erathe es nicht? Du bist der Verehrer, Du! Und so viel Geld auszugeben! Aber weil Du mich so lieb hast, Schau!“

„Von neuem machte Elfe den Versuch, ihre Arme um Max's Hals zu schlingen, aber in dem Moment, als Max's Hand sich eine auffällige Veränderung fand.“

„Von mir ist der Topf nicht!“ sagte er kategorisch. „Ich gebe Dir mein Wort, ich verheirathe Dir's, von mir ist er nicht.“

Elfe ließ ihre Arme sinken.

„Was“, sagte sie, „von Dir ist er nicht?“

„Nein“, wiederholte Max und zwar diesmal mit lauterer Stimme, als gerade notwendig war. Auch schien sich seiner eine gewisse Anruhe zu bemächtigen.

Elfe schüttelte den Kopf.

„Ja aber“, sagte sie, „von wem ist er denn?“

„Das frage ich auch!“ Max rief das jetzt mit der Stimme eines Stenotypen, auf seiner Stirne trat eine Ader hervor und aus seinen Augen schossen Blitze. Elfe sah ihn an.

„Mein Gott“, sagte sie, „was hast Du?“

„Was ich habe?“ fuhr Max fort und die Hofmannen von Jericho konnten nicht gewaltiger dröhnen, die Ader auf seiner Stirne schwoh zusehends und aus seinen Augen brannte ein ganzes Kalifornienfeuer, „was ich habe? Ich habe gar nichts. Wer Du! Du! Du hast einen Verehrer!“

„Ja es möglich? Bis jetzt konnte ich nur annehmen, er liebt Dich! Aber nun? Du willst mir ihn nicht nennen, Du verschweigst mir ihn! Warum? Du hast Angst für ihn, Du fürchtest, ich könnte ihm was antun! Nicht genug also, daß er Dich liebt, Du liebst ihn auch! Ist es möglich? Und Dich habe ich geliebt, Dich habe ich geheiratet. Jetzt erfahre ich das, drei Tage nach der Hochzeit. Allmächtiger Gott!“

„Vernichtet laut der bedauernde Mann auf's Sopha und es war natürlich in Anbetracht der bestehenden That-sachen ganz vergeblich, daß Elfe ihre Unschuld betheuerte und schluchzend erklärte, den Ueberfender des Blumentopfes nicht zu kennen, sowie niemals einen anderen Mann geliebt zu haben als Max. Als ein besonders betrübender Umstand sei noch erwähnt, daß sich von der Küche her plötzlich ein merkwürdiger Duft bemerkbar machte, worauf Elfe in den Schrei ausbrach:

„Der Schmorbraten brennt an!“

Dieser Schmorbraten schien zum Schicksal dazu auserlesen, die Katastrophe zu beschleunigen, denn Max versiel in eine neue Erregung und rief:

„Jetzt denkt sie an den Schmorbraten. Das hat sich ausgeschmorbratet. Ich gehe in's Restaurant und morgen be-antworte ich die Scheidung! Adieu!“ Mit diesem fürchterlichen Entschluß ergrieff er seinen Hut. An der Thür lehnte er noch einmal um. Schweigend, aber mit kräftiger Hand, erfaßte er den Blumentopf, ging damit zum Fenster, das beiläufig gelagert, nur zum Hofe hinausging, öffnete es und schleuderte den Topf hinaus, worauf ein dumpfer Anprall ertlang, der die Vermuthung zuließ, daß der kostbare Topf in tausend Scherben unten auf dem Pflaster lag.

Elfe blieb mit ihrer Verzweiflung allein. „Scheidung“ hatte er gesagt und der Himmel wühlte, daß sie ungeschuldig war. Jetzt war ihr Alles gleich, sogar die Bräutartoffeln und der Schmorbraten. Vor einer Stunde noch das glückliche Geschick auf Erden und jetzt, wie unten der Topf, so auch ihr Glück in Scherben. Ja, es war hin, für alle Zeiten. Jetzt in dieser Stunde erst hatte sie ihn in seiner wahren Gestalt kennen gelernt. Wie gut er sonst war, aber das Alles war nur Verstellung gewesen, auch seine Liebe zu ihr. Und was es nicht unmöglich, ihm diesen unglücklichen Verdacht zu nehmen? Wie konnte sie ihm beweisen, daß sie ungeschuldig war? Nein, ihr Schicksal war besiegelt, es war aus. Jawohl, besser, sie gingen die Zeiten auseinander. Ja, Scheidung!

Um die sechste Abendstunde nach Bureauausgang lebte Max zurück. Ein düsterer Ernst lag auf seinem Gesicht.

„Zum letzten Male“, hob er an, „willst Du mir den Namen dieses Menschen nennen?“

„Ich weiß nichts“, schlüßte Elfe.

„Es ist gut“, sagte Max und septe sich seinen Hut wieder auf. Offenbar erfüllte ihn ein Entschluß. Was für einer, ob er, wie sein Mittagessen, so auch sein Abendbrod im Restaurant besorgen wollte, oder ob es im Angelegen an den berühmten Möhren von Benedig noch etwas Einschlicheres war, das blieb dahingestellt, jedenfalls wandelte hinter ihm die Thür in's Schloß.

„Max“, rief Elfe noch einmal. Er hörte nichts, er ging und dumpf fiel hinter ihm die Thür.

In diesem selben Augenblicke ertönte die Klingel. Max hatte schon die Klingel in der Hand und öffnete. Draußen stand ein Dienstmann.

„Was wünschen Sie?“ fragte Max.

„Ich habe heute Morgen einen Blumentopf hier abgegeben“, sagte der Mann. Im nächsten Moment aber fuhr er bereits erschrocken zurück, denn Max streckte seine zehn Finger nach ihm aus und hielt ihn fest wie in einem Schraubstock.

„Aha“, sagte er, „Sie haben also den Topf gebracht, Sie werden mir den Namen dieses Herrn nennen, lieber Freund. Was wollen Sie jetzt? Bringen Sie wieder was?“

Augenscheinlich war der Mann sehr bestrahlt.

„Entschuldigen Sie“, entgegnete er, „ich bitte nur den Topf zurück. Ich habe ihn falsch abgegeben. Das Haus hier ist Nummer Siebzig, er kommt aber nach Sechshundsechzig. Die Ziffer war so undeutlich geschrieben. Es hat sich jetzt erst herausgestellt. Er ist ein anderer Frau Hoffmann.“

Kennlich, als hätte er's mit einem Menschen zu thun, der jedenfalls in einer Kaltwasseranstalt am angenehmsten aufgehoben war, betrachtete der Dienstmann den Herrn.

„An eine andere Frau Hoffmann?“

„Ja“, sagte kleinlaut der wackere Mann und mit wachsender Befremdung gewachte er in dem Gesicht seines Gegenübers einen Ausdruck, den man nur

angenehmen pflegt, wenn man das große Loos gewonnen hat.

„Hier haben Sie zwanzig Mark“, sprach Max, der Topf ist nicht mehr da, er ist in tausend Stücke zerfallen. Kaufen Sie der Frau Hoffmann einen anderen und grüßen Sie auch schönstens von mir!“

„Rachend fiel die Thür zu.“

„Elfe!“ rief Max. „Max!“ rief Elfe. Wie Max sah vor Elfen auf die Kniee warf und was weiter erfolgte, unterläßt der Verfasser, näher zu beschreiben, da es so zu sagen unbefriedigend ist.

## Aus der Instruktion.

„Condwehrmann Runge, wo steht für einen tapferen Soldaten flets der Feind? Sie!... Sie!... Sie!... Sie!... Sie!... Reimer! Natürlich, wo Sie den Schnabel hinhaben. Also der Feind steht wo, Runge?“

„Wo Sie den Schnabel hinhaben, Herr Lieutenant!“

„Was? Wer?“

„Die Sie auch meinen, Herr Lieutenant.“

„Was Reil?“

„Die marschirenden Sectionen.“

„Om! So... Das war Ihr Glück, Sie! Na, was anders! Weshalb hat der Infanterist ein kurzes, gerades Seitengewehr, Musketier Meyer?“

„Weil die Scherbe zu kurz und gerade ist.“

„So? Mensch, da kommen wohl Ihre O-Beine von den trummen Hosen her? Weil die langen Finger unpraktisch sind, natürlich. Sie, Jensen, darf der Soldat in Friedenszeiten von der Waffe Gebrauch machen?“

„Nein, Herr Lieutenant.“

„Aber wenn Sie von einem Betrunklenen befehligt werden?“

„Dann geh' ich aus'm Weg.“

„Wenn Sie aber verfolgt und geschlagen werden?“

„Das kann mir nicht passieren, ich kann zu rasch laufen, Herr Lieutenant.“

„Aber wenn sich ein Ramezard in Gefahr befindet?“

„Dann ruf ich den Nachtwächter, Herr Lieutenant.“

„Na, ich sehe schon, Holsteiner, wir werden uns nicht einig. Lassen wir die Geschichte. Gerginski, haben Sie sich voriges Mal nun endlich gemerkt, was „Zielen“ heißt?“

„Jawohl, Leutnant. Zielen heißt: das Auge des Schützen mit Visir-Vorrichtung und Zielpunkt in eine Linie bringen.“

„Na endlich, verstehen Sie das auch?“

„Nein, Leutnant.“

„Wa-a? Warum nicht?“

„Kann ich Deiß, Leutnant.“

„Jawohl, Herr Lieutenant.“

„Na, das ist ja die Hauptfrage. Uebrigens, Gerginski, warum grüßten Sie gestern Abend am Hafen nicht?“

„Hab' ich gefessen spazieren auf der Brück' mit Schop' meinig's und gehalten nach hinten Rord und Schirm ihrig's.“

„Mensch, Sie sind ein Unikum.“

„Besehl, Leutnant.“

„Hahahaha! Und nun noch eine Frage. Sie, Joppelmeier, in wie viele Theile zerfällt das Gewehr?“

„Es kommt darauf an, Herr Leutnant, wie man's wirft hin!“

„Ei, was Sie sagen, Sie Wipbold. Holen Sie mal Ihr Gewehr herein. So, nun zeigen Sie mir erst mal da im Lauf die Selenaufe.“

„Verfaßt Sie gültig, Herr Leutnant, ich keine mehr drin; hab' ich sie wohl gefessen geschossen raus!“

„Schmerzbrett! Nun ist's aber genug des graulichen Spiels. Die Hornochsen sind ja heute ganz und gar tonus — feldwibel instruieren Sie über's Gewehr weiter!“

## Katonische Kürze.

Die ganze Kenntnis, welche die Franzosen 1812 auf ihrem Durchmarsch durch Polen von der polnischen Sprache erlangt hatten, bestand aus vier Worten: Chleba (Brot), nieme ('s giebt kein), woda (Wasser) und zeres (fogelie). Als nun Napoleon eines Tages bei einer Kolonne Infanterie vorbeiritt, die im Schmutz des Weges liegend an allem Mangel litt, rief ihm ein alter Grenadier zu: „Papa, chleba!“

„Nieme!“ erwiderte sofort der Kaiser. Die ganze Kolonne lachte belustigt auf und vergah für einige Stunden ihre Leiden.

Maitiss.

A.: „Ich sitze jetzt den ganzen Tag auf dem Rad.“

B.: „Na, na, ich sah Sie erst gestern Abend daneben liegen.“

Ein seltsames Herz.

Ich kenn' ein süßes Herz, Nicht jung ist's und nicht alt. Bei Trauer wie bei Scherze Bleibt's immer hart und kalt.

Wie schlüß's in einen Busen, Und niemals hat's geminnt; Den Grazien und Musen Selbst ist's nicht hold gefinnt.

Nicht wird's des Todes Beute, Wohl bricht's, doch fällt's nicht Schmerz, Und doch schafft oft viel Freude — Das Pfefferluchchenberg.

Abgewinkt.

Fader Ged.: „Mein Fräulein, ich bin Ihr Stube!“

Dame: „So? Dann betrachten Sie als befreit.“